

Die akademische Kaste in der Schweiz : Epilog eines Ausländers

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **39 (1945)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-138658>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die akademische Kaste in der Schweiz

Epilog eines Ausländers.¹⁾

Der Krieg ist beendet. Langsam öffnen sich die Grenzen der Schweiz und die vielen Ausländer, die während langen Jahren dort ein Asyl gefunden haben, kehren allmählich in ihre Heimat zurück. Auch der Verfasser dieses Artikels gehört zu ihnen. Vielleicht — er wünscht es so sehr — wird er, wenn Sie diese Zeilen lesen, bereits wieder zu Hause bei seinen Leuten sein.

Für viele von diesen heimkehrenden Ausländern wird später im Leben die Schweiz immer das Land bleiben, welches sie neben ihrem Vaterland am besten kennen, dessen Volk sie am sorgfältigsten beurteilen und einschätzen können. Denn sicherlich haben die meisten von ihnen während ihres Schweizeraufenthaltes ständig die hiesigen Verhältnisse mit den Verhältnissen in ihrer Heimat verglichen. Und nun, wo sie fort gehen, wird jeder für sich seine vielfältigen Eindrücke von der Schweiz, seine durch immer neue Ueberlegungen ständig revidierten Anschauungen über das Schweizervolk mit sich nehmen. Sie werden etwas Finales an sich haben, diese Urteile der Ausländer, sie sind das Resultat vieljähriger Erfahrungen. Jetzt sind sie nicht mehr zu ändern. Und die unter den zurückbleibenden Schweizern, denen die ständige Verbesserung ihres Volkes am Herzen liegt, werden sich fragen: „Wie war der Gesamteindruck von allen diesen Fremden über unser Land, war er gut, oder war auch viel Schlechtes bei uns zu finden?“

Auch ich habe Vergleiche zwischen meinem Land und der Schweiz angestellt, vielleicht häufiger als die meisten andern. Und, erlauben Sie mir, verehrter Leser, daß ich es Ihnen so unverblümt sage, daß ich es Ihnen so ganz ohne Vorbereitung ins Gesicht werfe: Auf einem für ein Volk sehr wichtigem Gebiet ist der Vergleich zugunsten meines Landes ausgefallen. Falls Sie Geduld haben, werde ich Ihnen etwas näher erklären, wie ich zu dieser Ansicht gekommen bin. Aber erst muß ich Ihnen klar machen, weshalb ich überhaupt Sachen kritisiere, mit denen ich später im Leben kaum etwas zu tun haben werde. Nun, der Hauptgrund ist, daß ich gern die Schweiz ohne Groll verlassen will und wenn möglich nur gute Erinnerungen bei mir im Sack habe. Und eben das versuche ich dadurch zu erreichen, daß ich Ihnen hier berichte, wo nach meiner Ansicht das faule Holz im Schweizerhaus steckt. Dadurch will ich etwas loswerden, was mir sonst später leicht die Erinnerungen an meine Schweizerjahre trüben könnte, ja sie vielleicht sogar geradezu zu einem unbehaglichen Andenken machen würde. Durch mein Schreiben hoffe ich also meine schlechten Eindrücke von der Schweiz bei den Schweizern zurückzulassen, die guten in meine Heimat mitzunehmen. Sie können meiner Kritik beistimmen oder nicht. Ich aber habe dann meine Schuldigkeit getan, habe Ihnen gesagt, was ich denke, und werde die Schweiz als freier Mann verlassen können.

* * *

Jetzt zum eigentlichen Hauptthema. Wie ist es möglich, daß jemand die Ueberheblichkeit haben kann, zu behaupten, sein Land sei auf einem sehr wichtigen Gebiet besser als die Schweiz? Die Schweiz, welche allgemein als eines der hervorragendsten Kulturländer Europas gerechnet wird. Die Schweiz mit ihren vielen Universitäten und Hochschulen, ihren geistigen Traditionen, ihrer heutigen Großindustrie. Die Schweiz, mit ihrer alten Demokratie, wo jeder Bürger, der Reiche

¹⁾ Ich möchte diese Stimme eines Ausländers in die „Neuen Wege“ aufnehmen, trotzdem ich selber, der ich keine Illusionen über den Geisteszustand unserer akademischen Kreise zu hegen glaube, diesen doch nicht für ganz so schlimm halte wie der Verfasser des Artikels. Der Eindruck, den er von unserer akademischen Welt empfangen hat, ist eben doch bedeutsam, und es tut uns gut, wenn wir vom Ausland her nicht immer nur jenes trügerische Lob ernten, das man uns so reichlich serviert — zu unserem schweren Schaden! Die grammatischen und stilistischen Fehler lasse ich stehen. D. R.

wie der Arme, die gleichen Rechte besitzt. Es müssen gewichtige Gründe vorliegen, um einen so ungläublichen Chauvinismus zur Schau zu stellen. Sicherlich ist es nicht Unzufriedenheit mit den Behörden oder mit der Administration, welche der Anlaß ist zu einer so kühnen Behauptung. Oder mit der Armee, wo seit sechs Jahren Hunderttausende von alten und jungen Leuten sozusagen ohne Protest das Beste, was sie haben, ihre Zeit, für das allgemeine Wohl geopfert haben, gleichzeitig zeigend, daß sie ständig bereit waren, auch das Höchste, ihr Leben, ihrer Heimat zur Verfügung zu stellen.

Nein, alle diese Dinge, und viele andere noch dazu, haben im großen und ganzen nur meine Bewunderung hervorgerufen. Aber oft wird diese Bewunderung von etwas gedämpft, wird meine Freude bei der Betrachtung der großen Leistungen des Schweizervolkes von etwas getrübt, was mir nicht sympatisch ist, was aber fast überall einen mehr oder weniger starken Einfluß ausübt. Und, verehrter Leser, ich muß Sie bitten, Ihren Zorn zurückzuhalten, wenn ich Ihnen jetzt gerade aussage: Dieses allgegenwärtige Etwas, was mir nicht zusagt, ist ein Teil der Menschen selber. Nicht die Bauern, die Arbeiter oder die Angestellten mißfallen mir. Nein, es ist, was die Blüte eines Volkes sein sollte, der *akademische Stand*. Die Studenten, die Doktoren und Professoren, die sind es, die nach meiner Ansicht nach hinter denen meines Landes zurückstehen. Ich will nicht behaupten, daß sie als Klasse wesentlich untüchtiger sind als jene, aber ihre Leistungen sind, als Ganzes betrachtet, eher durch die Arbeit vieler Mittelmäßiger als durch die Arbeit weniger Hochqualifizierter erreicht worden. Und — und hier haben wir das Schlimme — eben dieser Mangel an Qualität bei den Einzelnen versucht, so kommt es mir vor, jeder für sich durch Eingebildetheit und Selbstgefälligkeit zu kompensieren. Ja diese beiden letztgenannten Eigenschaften nehmen sogar zu, je mehr die eigentlichen Fähigkeiten abnehmen. Und während die Menschen durch lernen und denken vor allem an Weitblick, Klugheit und Demut gewinnen sollten, so scheint es mir, daß hier in der Schweiz im Gegenteil ihre Eingebildetheit und Selbstgefälligkeit ständig zunimmt, je höher sie auf der akademischen Leiter emporsteigen. Ja, man kann sich von dem Gedanken nicht freimachen, daß es in der Hauptsache nur denjenigen gelingt, im akademischen Leben vorwärts zu kommen, welche sich diese wenig lobwerten Eigenschaften aneignen. Hat man den Habitus, die Form nicht, so ist man ein nicht gern gesehener Fremdling in der akademischen Kaste. Ist aber die Form vorhanden, ja, dann ist sogar manchmal der Stoff, die Fähigkeit überflüssig, selbst um die höchsten Aemter zu bekleiden.

Das waren starke Worte. Ach, ich weiß es, ich übertreibe. Man muß aber brüllen heutzutage, um gehört zu werden. Und ich übertreibe nicht sehr viel.

Einige meiner Leser werden vielleicht denken, ich habe den Herrn Keyferling zu gründlich studiert. Nein, so ist es nicht. Das Buch von Keyferling war mir schon dem Namen nach bekannt, bevor ich in die Schweiz kam. Ich habe es aber nicht lesen wollen, bevor ich mir mein eigenes Urteil gebildet hatte. Erst jetzt, wo ich im Begriff stehe, die Schweiz zu verlassen, erst nachdem der größte Teil dieses Aufsatzes fertiggestellt war, habe ich es mir von der Bibliothek geholt. Und ich muß gestehen, zwei Sachen haben mich erschreckt. Erstens, wie viel von dem Schlechten, was der deutsch-baltische Graf über die Eidgenossen sagt, auf ihre geistige Oberklasse fällt. Und zweitens, wie gut seine Kritik über das deutsche Gelehrtentum, in dessen Verfall der Hauptgrund des heutigen deutschen moralischen Zusammenbruchs zu finden ist, auch für die schweizerischen Akademiker Verwendung finden könnte.

* * *

Falls Sie, meine Leser, nachdem ich einen solchen Schweizerfresser wie Graf Keyferling erwähnt habe, doch noch bereit sind, mich weiter anzuhören, werde ich kurz den Werdegang eines Akademikers beschreiben, so wie er jahraus und jahrein auf den zahlreichen höheren Lehranstalten der Schweiz vor sich geht. Nach der Matura sucht sich der Abiturient, oft von seinem Vater stark beeinflusst, ein Studium aus, welches ihm später im Leben ein gutes Einkommen und eine soziale

Position sichern soll. Nur selten werden andere Motive einen Einfluß auf die Wahl haben. Wenige sind der Jünglinge, die sich aus reinem Wissensdrang über ein bestimmtes Gebiet werfen, um es als wahre Forscher später im Leben nie mehr zu verlassen. Und wenige sind die, welche sich bestreben durch eine vielseitige Ausbildung an Weitblick und Einsicht zu gewinnen, um kluge und standfeste Bürger zu werden. So werden bereits vor Beginn des Studiums alle Ideale — die höchsten Privilegien der Jugend — preisgegeben. Desillusioniert, mit Anschauungen, wie man sie erst bei 30—40jährigen finden sollte, treten die jungen Studenten an die Arbeit. Jetzt wird geschafft, 4, 5, 6 Jahre, von morgens bis abends. Aber nicht als Zweck, als ein Teil des Lebens, wird das Studieren aufgefaßt, sondern nur als Mittel, um spätere Größe zu erreichen. Und die neben dem eigentlichen Lernen sich abspielende geistige Entwicklung besteht in der Hauptsache darin, sich auf das Eintreten in der auserwählten Kaste der Intellektuellen vorzubereiten. Es geht um Wissen und äußere Formen, nicht um Weisheit und innere Freiheit. Von seinen älteren Kollegen, von Eltern und Lehrern, wird der junge Akademiker in dieser Entwicklung fleißig unterstützt. Oder besser, es ist für ihn schwierig, sich ihrem Einfluß zu entziehen. Geht er allzusehr seine eigenen Wege, findet er wenig Beifall. Macht er dann trotzdem weiter, wie er will, ohne Rücksicht auf seine spätere Karriere, wird bald eisige Kälte um ihn herum. Doch fürchtet nicht, ihr Hüter der heiligen akademischen Kaste. Er wird nicht der ungeheuren Leistung fähig sein, ganz mit seiner Klasse zu brechen. Ohne Freunde, ständig die Verachtung seiner Mitmenschen fühlend, weil er Plutos nicht dienen will, hält er es nicht lange aus. Früher oder später wird er klein beigegeben.

Wenn das Studium beendet ist, sei es nun mit oder ohne den Doktor, dann ist der junge Mensch geformt, um in seine Gesellschaftsschicht einzutreten. Man hat ihm und seinen gleichaltrigen Kollegen langsam und sicher eingepfist, daß Karriere, soziales Ansehen und gesichertes Leben nicht nur Zweck, sondern sogar moralische Tugenden sind, daß die Abstudierten somit, wenn sie wie bisher weitermachen, bald bessere Menschen sein werden als gewöhnliche Sterbliche. Unweigerlich muß man an die „Alphas“ in Huxleys „Brave New World“ denken. „I am so glad, I am not a Beta. Betas are stupid. And Gammas and Ypsilons are still worse.“¹⁾ Ja, so ist es.

Das Anbeten der Karriere und der Reputation ist jetzt das Leitmotiv der jungen Leute geworden. Wählen sie für ihre spätere Tätigkeit eine wissenschaftliche Laufbahn, dann wird nur mit Problemen gearbeitet, wo etwas „heraus-schaut“, sei es ein ökonomischer Gewinn, oder sei es, wie das am häufigsten der Fall ist, in Form von Schriften, Büchern und Vorträgen, die dem Verfasser Ansehen verleihen und seine soziale Position stärken. Das Forschen aus Neugier, wie es von alters her von den größten Geistern getrieben wurde, ganz gleich welche Nebenabsichten sie sonst hatten, tritt in den Hintergrund. — Und wählen die neugebackenen Akademiker ihre Hochschule nach Abschluß der Studien zu verlassen, um sich dem freien Erwerb zuzuwenden, dann sind die Möglichkeiten, den oben genannten Motiven nachzugeben, noch größer. Denn in einer so wenig dynamischen Gesellschaft wie die schweizerische werden alle größeren Unternehmen und Institutionen immer gerne Leute aufnehmen, die sich nur allzu willig in einer schon vorhandenen Hierarchie einfügen wollen, zumal ihnen zugesichert wird, daß ihr Platz in dieser Hierarchie relativ hoch oben ist.

So haben die einst jungen Studenten dann erreicht, was ihre Väter und Lehrer gewünscht haben. Materielles Wohl, gesicherte Verhältnisse und das Ansehen ihrer Mitbürger, das alles haben sie sich erworben. Und nur eine Kleinigkeit, die geistige Freiheit, die Fähigkeit, ab und zu etwas zu sagen und zu tun, was auf Karriere und Position ungünstig wirken könnte, haben sie geopfert. Sie sind wohlherzogene Schleicher geworden. Statt sich zu entwickeln haben sie während ihres Studiums etwas verloren. Sie sind — obwohl mit der Kappe der Gewandtheit und des kor-

¹⁾ Ich bin so froh, daß ich kein Beta (B) bin. Betas (Bs) sind stupid. Und Gammas (Gs) und Ypsilons sind noch schlimmer.

rekten Benehmens getarnt — nicht mehr volle, innerlich sichere Menschen. Dadurch, daß sie bereit sind, jeden Preis zu bezahlen, um status quo zu erhalten, haben sie moralischen Selbstmord begangen. Diese Intellektuellen, welche nach und nach die höchsten Aemter des Landes bekleiden werden, sind geistig unfreier und unbeholfener als der Senn in den Bergen.

* * *

Sie werden einen Schrei des Protestes erheben. Die Resultate, die geistigen und vor allem die industriellen Leistungen der Schweiz können nicht wegdiskutiert werden. Nein, das versuche ich auch nicht. Aber wenn diese Leistungen nicht ohne allzugroße Opfer auf anderen Fronten erreicht werden können, dann sind sie dem gesamten Volke von geringem Nutzen. Das größte dieser Opfer ist die Prostitution der geistigen Oberklasse. Geht diese zu weit, dann ist das Geschäft nicht mehr rentabel.

Das Problem ist also quantitativer Natur. Werfen wir jetzt einen Blick in die Welt, um zu sehen, wie es anderswo steht. Ueberall, wo Wissenschaft und Forschung mehr und mehr die Form von Aufräumarbeit annimmt, zu einer Geld- und Organisationsfrage degeneriert, wird man bei der ständig wachsenden Zahl der Akademiker die gleichen Symptome wie in der Schweiz finden. Ein großer Teil von ihnen verfäut ihre persönliche Entwicklung, erreichen nie, volle Menschen zu werden und fallen leicht jedem demoralisierenden Einfluß der Gesellschaft — sei es in Form einer Ideologie oder sei es als Anbetung von Geld und Position — zum Opfer. Am schlimmsten war es in Deutschland. Dort war die Konzentration der mutigen und selbständigdenkenden Intellektuellen so klein, daß diese Wenigen den Fall der ganzen geistigen Oberklasse und damit des ganzen Volkes nicht bremsen konnten. Andere Länder zeigen die gleichen Symptome. Während des Krieges waren die Akademiker im ganzen Europa nur allzu willig, jeden Handel einzugehen, nur um ihre Position auch unter den neuen Verhältnissen halten zu können. Und in Amerika, so schrieb Sigrid Undset noch vor wenigen Jahren, dient die Wissenschaft jetzt als Sklavin der Geldmacht.

Kehren wir jetzt zur Schweiz zurück. So schlecht wie in Deutschland ist die Lage nicht, aber auch in der Schweiz ist die Konzentration wirklicher Akademiker klein genug. Als Kleinstaat kann das Land zwar dadurch nicht Europa zum Verhängnis werden. Aber für die Schweiz selbst wird die äußerste Konsequenz einer weiteren Entwicklung in dieser Richtung die Degeneration sein zu einer Sammlung von Menschen ohne Inhalt, zu einer Gesellschaft ohne Ideale, wie in Huxleys neuer Welt, nur durch äußere Formen zusammengehalten. Ich kann den Lesern empfehlen, das erste Kapitel der „Brave new World“ zu lesen. Es wirkt geradezu tragisch, wie genau das dort beschriebene Reden und Verhalten der Menschen mit dem Verhalten der Professoren und Studenten in verschiedenen schweizerischen Instituten übereinstimmt.

Aber jetzt sehe ich sicher zu schwarz. Nein, es muß eine Wende kommen. Mit Pestalozzi werde ich mich zu dem Glauben an das Gute in dem Menschen bekennen, wie schlimm es auch aussieht. Und sodann bitte ich die kleine Schar meiner Leser, welche mir bis jetzt treu geblieben ist, auch die letzte Diskussion, über die Abhilfe des Uebels, mitanzuhören.

* * *

Ein Schweizer Professor hat gesagt — ich erwähne dieses nur, um zu vermeiden, für Generalisieren beschuldigt zu werden. Denn sicherlich hat es kluge und bescheidene Akademiker in der Schweiz, Leute, die volle Menschen geblieben sind. Nur ist eben die Konzentration so klein — ein Schweizer Professor hat gesagt, die einzige Rettung für das akademische Leben in der Schweiz sei, alle Universitäten 30 Jahre zu schließen. Sie sehen, auch unter Ihren Kompatrioten gibt es revolutionäre Geister (oder haben Sie das Wort fortschrittliche lieber?) die halbernst Witze machen können. Ein anderer Revolutionär, H. G. Wells, hat kürzlich einen ebenso

scherzhaften Vorschlag zur Unterbringung von Leuten, deren Selbstgefälligkeit und Konservatismus jedem Fortschritt im Wege steht, gemacht. Er will sie — da das bei früheren Revolutionen bevorzugte Totschlag auf die Zurückbleibenden viel zu demoralisierend wirkt — mit einer kleinen Pension von 2—3000 Fr. im Jahr, in ihrer eigenen Einbildung weiterlebend, als Klasse allmählich aussterben lassen.

Jetzt ein ernster Vorschlag. Er ist einfach und schon hundertmal gemacht worden: Alle jungen Leute müssen studieren können. Das Studium muß kostenfrei sein und durch Stipendien oder Staatszuschuß muß, wenn der Vater es nicht schafft, dem Sohn oder der Tochter mit dem Lebensunterhalt geholfen werden. Nicht als Gabe oder Unterstützung, sondern als sein Recht als Bürger sollen diese Gelder von dem Studierenden empfangen werden. Also: nur die geistigen Fähigkeiten dürfen für die Wahl der Laufbahn jedes Schweizerbürgers ausschlaggebend sein. Im Moment können nur die Kinder reicher Eltern studieren. Sie sind von Haus aus konservativ, ihre Existenz gesichert, sie wünschen keine Veränderung, nur weitere Sicherung. Da ihre Klasse zahlenmäßig klein ist, können sie nie in bezug auf Fähigkeiten einen so hohen Durchschnitt erreichen, wie es von einer Studentenschaft zu erwarten wäre, die aus dem ganzen Volke ausgelesen ist. Ihre ausländischen Kollegen an den Hochschulen, die wegen der vielen Sprachen, die Schönheit und die günstige Lage der Schweiz reichlich vorhanden sind, waren zu normalen Zeiten immer die Kinder noch reicherer Eltern. Ja oft sogar gerade solche, die in ihrem eigenen Lande die Aufnahmeprüfungen oder die Studien wegen mangelnder Fähigkeiten nicht durchführen konnten. Von den ausländischen Studenten wird keine Erneuerung zu erwarten sein. Nur wenn die Schweizer bei sich selbst suchen, bei ihren Bauern (dort waren sie immer am besten) und Arbeitern neues Blut holen, nur dann wird es möglich sein, den hohen Standard der früheren europäischen Geisteszentren wie Basel und Genf zu erreichen. *

Herbsttagung der welschen Kriegsgegner in Lausanne

Es war tapfer und treu von unsern welschen Gesinnungsgenossen, den Betrag bei herrlichem Sommerwetter zu ernster und langer Tagung zu opfern. Gegen fünfzig Friedensfreunde fanden sich in Lausanne-Vennes, vor allem aus dem Neuenburgerischen, ein. Der deutsche Bruderverein hatte Pfarrer Kobe aus Zürich entsandt, der sich an der Debatte beteiligte.

Leider fiel die Hauptattraktion des Tages aus. Professor André Bonnard, der Altphilologe der Lausanner Universität, bekannt durch seine Uebersetzungen und Freilichtaufführungen griechischer Dramen, hatte vor Monaten in der kleinen Zeitschrift „*Traits*“ einen scharfen Artikel über unsere Außenpolitik und die sakrosankte Neutralität gebracht, der im bürgerlichen Karpfenteich der Waadt großes Aufsehen und allgemeinen Unwillen erregte. Nun hatte man ihn zu einem Votum über die Aufgaben der Schweiz im Kampf um den Frieden, im Schoße der Religiösensozialen, bestimmt, aber die Sache etwas zu groß aufgezogen, so daß Prof. Bonnard, aus Aerger oder aus Bescheidenheit, für diesmal ablagte. Wir hoffen aber doch, ihn ein anderes Mal zum Reden in unserem Kreise zu bewegen.

So blieb als Schwerpunkt der Tagung Dr. *Kramers* Referat über „Aufrüstung oder Abrüstung“ der Schweiz, das er Deutsch auf der Herisauer Tagung gehalten hatte und in dem es sich vor allem um Inhaltsangabe und Kritik des Wunderbuches „*Bürger und Soldat*“ handelte.

Da die französische Uebersetzung der Broschüre der Zentralstelle für Friedensarbeit „Soll die Schweiz militarisiert werden?“ (von Herrn Pfarrer Waldvogel in Estavayer fachkundig besorgt) noch nicht vorlag, war diese Inhaltsangabe des berüchtigten Buches für unsere Welschen eine wahre Offenbarung, allerdings rein unerfreulicher Art. Man war auch hier verblüfft über die Naivität der Verfasser, die so ungescheut ihre letzten Ziele enthüllen und uns damit die willkommenste Waffe in die Hand geben, die wir im Kampfe für den Frieden uns nur